

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 280.

Samstag, 30. November.

1929.

(17. Fortsetzung.)

„Der Balte“.

Von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Der Fürst von Thessalonien erhält die Kunde, ist erschüttert. Schließt sich ein. Der Präsident benützt die tiefe Betrübniß seines Herrn, Mister O'Grady zu bearbeiten. Der muß zahlen — mit Schecken, die er dann telegraphisch auf seiner Bank sperren läßt. Denn selbstverständlich ist ein Amerikaner klüger als ein balkanischer Ministerpräsident. . . . Der Fürst von Rumelien bietet Frieden an. Er will auch von dem reichen Amerikaner profitieren. Ein Dolchstoß wird den Fürsten von Thessalonien schon gelegentlich beiseiteräumen. Blutrache ist vornehmstes Gesetz. . . . Mister O'Grady und sein Stab werden bedenklich. Dem Fürsten Andreas ist der Tod der Prinzessin Eudoxia doch sehr nahegegangen. Mabels Verlobung hat man schon nach Amerika gelabelt, und vieles Geld in diesem verfluchten Lande gelassen. Nun, er hat Verträge, wenn sie nicht gehalten werden, muß die Regierung der Vereinigten Staaten in Bewegung gesetzt werden. Besser freilich ist's, es wird nicht nötig. Ganz reinlich sind die Geschäfte wahrlich nicht gewesen. Also muß der Fürst bewegen werden, mit nach Amerika zu reisen. Schon, um ihn auf einige Zeit von seinem Ministerpräsidenten, diesem Gauner, zu trennen. . . . Mabel flirtet entzückend. Muß es. Denn auslachen von ihren guten Freundinnen, will sie sich nicht lassen. Ihre Verlobung steht heute oder morgen schon fett gedruckt im redaktionellen Teil der großen amerikanischen Zeitungen. Der Fürst ist ein splendid man. Und die Amerikaner himmeln leidenschaftliche Fürsten an! Ein bißchen schwül ist es dem Landesherrn von Thessalonien zu Hause geworden. Der Fürst von Rumelien ist ein Heimtucker. Und wär' es nicht möglich, daß Mister O'Grady seine Ausflüge nach Rumelien ausdehnt, dort noch gehaltreichere Andern Kupfer, Kohle oder gar Gold, Platin findet? Er willigt ein, auf der Nacht mit nach Amerika zu fahren. Den getreuen Untertanen wird verkündet, daß die Reise lediglich deshalb geschähe, um Maschinen und Geld nach Thessalonien zu holen, das, dank der Klugheit seines Fürsten, auf dem Weg sei, ein schwerreiches Land zu werden. . . . Begreiflich, daß das Volk von der Weitsicht seines Landesherrn entzückt ist. Feierliche Verabschiedung am Ufer. Die Flinten knallen Freudenschüsse in die Luft. Weinsässer werden auf Geheiß des Fürsten, Mister O'Grady hat sie hoch bezahlen müssen, herbeigerollt. Ein tolles Gelage setzt ein, während das Brautpaar von der Reeling des Schiffs, über dem das Sternbanner im Winde flattert, gerührt seinem getreuen Volk Abschiedsgrüße zuwinkt.

Man klatscht, man lacht, man zischt ein wenig. Ein überwältigender Publikumserfolg ist es jedenfalls nicht. Gertrud Fryhausen sieht ihren Vater an, sprudelt heraus:

„Hat der Graf nicht gut gespielt?“

„Na ja! Aber den Deutschen wird dieser Film schwerlich zusagen!“

„In Amerika wird er sicher frenetischen Jubel auslösen!“

Der Rittmeister von Schnegelsberg mischt sich in das Gespräch. „Dort zweifellos!“

Er will feststellen, ob das Herzchen ganz arg engagiert ist.

„Nicht wahr? Das liegt auf der Hand!“

Der Justizrat Alten sieht seinen Freund Fryhausen an und lächelt. Er kennt sich in ihm aus. Bald wird er bei ihm sitzen, und man wird gemeinschaftlich überlegen, wie man den Balten, falls der Film drüben einschlägt, auf längere Zeit über den großen Teich bringt.

Die Besucher drängen sich durch die Ausgänge. In der Loge bleibt man sitzen, bis sich der Schwarm verlaufen hat. Gertrud Fryhausens Augen suchen den Grafen. Aber er läßt sich nicht sehen. Sitzt mit den Hauptdarstellern im Direktionszimmer des Gloria-Palastes. Artur Schlobitz läuft umher, wischt sich den Schweiß vom Gesicht. Fuchelt mit dem Taschentuch durch die Luft.

„Hat nicht eingeschlagen! Mit einem großen Erfolg hab' ich hier auch gar nicht gerechnet. Alles kommt auf Amerika an! . . . Herrschaften, die Dividenden . . . die Dividenden! . . . Die Herren Kritiker werden mich morgen schön durch die Schokolade ziehen! Na, meinetwegen!“

Lydia Lamira packt das nervöse Männchen am Arm.

„Nun sein S', bitt' schön, net mehr so aufgeregt! Man kann nix mehr ändern! Dafür, daß der Film so wenig gekostet hat, waren die Bilder ausgezeichnet! Dös soll Ihnen erst einer nachmachen, Schlobitzkerl! . . . Also nun sehen S' sich daher und bestell'n S' endlich Champus zur Feier des Tages!“

„Feier des Tages?“, fragte die blonde Gabriele Rosetti spitz. . . . „Jedenfalls, mein lieber Herr Schlobitz, bedank' ich mich schön, mit dem Grafen in einem neuen Film zusammen aufzutreten! Der kann ja nichts! Ruiniert meinen Ruf als Künstlerin!“

Lydia Lamira faucht sie an wie eine Kacke.

„Dös is net wahr! Zupfen S' sich an der eignen Nase. . . .“

Artur Schlobitz springt auf, stellt sich zwischen die feindlichen Schwestern.

„Herrschaften! . . . Aber Herr—schaften!“

Agel Glettenburg steht da mit rotem Kopf. Er ist von der Vorführung arg enttäuscht. Als er die einzelnen Bilder auf der Leinwand gesehen, haben sie ihm viel besser gefallen. Über manchen seiner Auftritte hat er sich sogar tüchtig geärgert. Die waren ihm doch bei stundenlangem Proben vor dem Spiegel viel besser gelungen. Sein enttäuschtes Gesicht sieht Lydia Lamira.

„Da kommt endlich der Champus!“

Neben den Balten setzt sie sich. Trinkt, bis sie einen kleinen Schwips hat. Dann wird sie giftig und stichelt Gabriele Rosetti, „die dumme Gans“, zum Zimmer hinaus.

Der Graf sieht sie dankbar an.

„Sie haben wundervoll gespielt!“

„Meinen S' wirklich? Dös freut mich! I glaub' sogar, Sie haben Recht! Mit Ihna spült sich's großartig! . . . Hören S', Schlobitzkerl, den nächsten Film wieder er und ich zusammen. Aber was Handfestes, Nervenaufpeitschendes!“

Hellauf lacht man.

„Graf, bringen S' mich bis vor meine Haustür! I kenn' mich! Noch an einziges Glas, und ich bin hin!“

Er ist aufgesprungen. Reicht ihr den Arm. Ein Ziehen spürt auch er im Kopf. Die Kugel rollt jetzt. Spitze Federn schreiben Kritiken! Über ihn! . . . Dieses brave Mädel sieht zu ihm, und wenn er morgen auch in Grund und Boden verdonnert werden sollte! . . . In Hinterpommern wird eine wachliegen. . . . Und im Grunewald gibt es vielleicht gerade jetzt einen harten Auftritt! . . . Alles um ihn, den Kraftdroschkenlenker! . . . Der sie beide jetzt nach Lydia Lamiras Wohnung fährt, kennt ihn vielleicht. An den Haltestellen steht man doch zusammen und trinkt seinen Schoppen in den einfachen Bierlokalen.

Der Wagen hält.

„Bezahlen S' den Lenker!“

Er tut es. Schwill wird ihm zumute. Was kommt nun?

„Da, der Hauschlüssel — schließen S' auf, bitt schön!“

Es geschieht. Er will die Hand an ihre Lippen ziehen.

„Kommen S' nur mit herein in den Hausflur, Graf! Und geben S' mir zur Besiegelung unsrer Freundschaft a Bussert! Ich erlaub's!“

Dankbar küßt sie Axel Glettenburg mitten auf den Mund — und dann flieht er, wie einst Joseph vor Potiphars Weib!

Schon am Abend ist es im Grunewald zu einem harten Zusammenstoß gekommen. Gertrud Fryhausen hat ihren Vater gefragt, was nun aus dem Grafen werden solle. Um die Sache länger herumzureden, ist zwecklos. Der Geheimrat hat die Achseln gezuckt.

„Ich habe ihm über die Zeit hinweggeholfen, in der er nicht recht wußte, was beginnen. Nun muß er zu sehen, wie er weiterkommt! Bietet sich Gelegenheit, werde ich ihn natürlich nicht im Stiche lassen. Das aber ist Männerfrage. Ich möchte, endlich gingst du über diesen Fall zur Tagesordnung über!“

Da reißen die Nerven. Eifersucht auf diese Lydia Lamira kommt hinzu.

„Ich hab' ihn lieb! Ich werde ihn heiraten! Keine Macht der Welt kann mich hindern!“

Sie schreit es dem Vater ins Gesicht.

Dem Sohn bedeutet der Geheimrat, das Zimmer zu verlassen. Und dann sagt er ganz ruhig:

„Nun seh' dich erst mal, Kind! . . . So — so! Und behalt' klaren Kopf. Wenn du durchaus Gräfin werden willst . . .“

„Die Gräfin ist mir einerlei!“

„Also um den Mann handelt es sich!“

„Ja, bloß um den Mann!“

„Er hat Vorzüge, geb' ich zu!“

Da leuchten die Mädchenaugen auf. Gertrud Fryhausen weiß nicht, welch' geschickter Menschenbandler ihr Vater ist.

„Dann . . .“

„Bitte, laß mich erst ausreden! . . . Was soll aus dem Grafen werden? Gelingt es ihm, sich beim Film durchzusetzen — nehmen wir einmal an, es wäre der Fall, ich halte es noch für sehr zweifelhaft — dann ist er bald hier, bald dort tätig! Du aber mußt zu Hause bleiben! In Einzelheiten will ich mich gar nicht einlassen, aber glaubst du ernstlich, die eine oder die andre Künstlerin, vom Publikum ganz abgesehen, das seine Filmhiebchen arg verwöhnen soll, wird dem eleganten Mann, der außerdem durch seine Frau im Besitz eines beträchtlichen Vermögens kommen würde, nicht versuchen, den Kopf zu verdrehen? . . . Ja, da machst du ein langes Gesicht! Und wenn der Graf erst verwöhnt wird von allen Seiten, bist du ganz sicher, daß er niemals nach verbotenen Fürchten greift? Oder glaubst du etwa, daß er eines Tages sagt: So, die Filmerei steht mir bis zum Hals! Ich werde mich jetzt auf den Kontorjessell setzen und von deinem Vater anlernen lassen! Du, die Ungebundenheit ist ein köstliches Gut! Wer sie genossen hat, — noch dazu nach jammervollen Zeiten —, der gibt sie nur wieder auf, wenn ihm keine andere Wahl mehr bleibt. Ich kenn' das Leben!“

„Dann, dann müßte er eben gleich auf den Kontorjessell!“

Und wieder läßt der Geheimrat die Zügel locker.

„Ob das noch möglich ist, wird sich finden! Ich sagte dir schon: zugrunde gehen laß ich ihn nicht! Einstweilen muß dir das genügen! Bis drüben in Amerika die Entscheidung über den Film gefallen ist, verlang' ich von dir Zurückhaltung! Du wirst mit dem Grafen nicht vorher in Verbindung treten, überhaupt nicht ohne mein Wissen! Versprichst du mir das, wird es zum allseitigen Besten sein!“

Bierzehn Tage sind keine lange Zeit. Gertrud hält nach kurzem Überlegen ihrem Vater die Hand hin.

„Freut mich, daß du so vernünftig bist! Das verpflichtet mich dir gegenüber! Hab' Dank!“

Am nächsten Morgen gibt der Geheimrat seinem Sohne Verhaltensmaßregeln.

„Reize Gertrud nicht! Und wenn sie dich mit Fragen bestürmt, dann predige auch du ihr Geduld! Übrigens glaube ich nicht, daß sich der Graf zu einer Filmgröße entwickeln wird, so gut er auf manchen Aufnahmen aussah!“

Dagmar Schnegelsberg hat am Tage nach der Vorführung das Haus nicht verlassen und sich immer in der Nähe des Fernsprechers aufgehalten. Aber kein Anruf kommt aus Berlin. Sie wird nervös. Eine Zigarette nach der andern raucht sie. Und macht sich Gedanken. Einen vollen Erfolg hätte Gertrud Fryhausen ihr wahrscheinlich gleich mitgeteilt! In Berlin liest man die ersten Kritiken. Wenn Axel Glettenburg nicht bestanden hat, was wird dann aus dem armen Kerl? Die Zähne muß sie aufeinanderbeißen, das Wasser droht ihr in die Augen zu schießen. Mein Gott, was kann sie dafür, daß sie ihn so lieb hat? Und er sie auch! Sie fühlt das. Nein, sie weiß es! Manches Wort ist gefallen, mancher Blick gewechselt worden. Mißdeutungen sind gänzlich ausgeschlossen. Den Eltern geht sie aus dem Wege. Die Mutter sieht sie oft merkwürdig an. . . . Nach sieben Uhr abends wird auf dem Lande keine Fernsprechverbindung mehr hergestellt. Sie läßt satteln und reitet in die Dämmerung hinein. Jagt über die Stoppeln, springt über Gräben. Vorige Nacht hat sie schon kein Auge zugetan, diese muß sie schlafen, damit sie spannkraftig ist, wenn morgen früh die Post kommt. Ihr Bruder hat geschrieben, daß er in der Fryhausenschen Loge der Erstvorführung bewohnen wird, Mutters Augen haben gestrahlt, als sie es gesagt. Ja, der Prachtlohn! Gerührt um den Hals will sie ihm fallen, wenn er als Verlobter der Gertrud Fryhausen heimkommen sollte. Aber zum mindesten wird das noch gute Wege haben. . . . Stodunkel ist es, als sie wieder nach Hause kommt. Mensch und Tier sind in Schweiß gebadet. Sie ist in der Küche einen Happen und legt sich dann gleich zu Bett. Nur jetzt nicht mit den Eltern zusammensitzen und Trübsal blasen.

Am nächsten Morgen reitet sie dem Briefträger entgegen. Er händigt ihr einen ganzen Stoß Postfächer aus. Dicke Briefe von Gertrud Fryhausen und Alfred sind darunter. Die Sporen bekommt der Braune, mit hohem Satz springt er an. Auf einmal zuckt Dagmar Schnegelsberg zusammen. Axel Glettenburg hat nicht geschrieben — also war's ein Reinfall! . . . Vom Pferde schwingt sie sich. Wirft die Post auf den Schreibtisch, Gertruds Brief in der Hand, eilt sie hinauf in ihr Zimmer. Liest über den Überschwang hinweg. Und dann kommt eine Stelle, auf der bleiben ihre Augen groß und starr haften.

„Ein Ereignis war der ganze Film nicht, begreiflich, daß die Kritiker verärgert waren, aber ein bißchen besser hätten sie den Grafen Glettenburg doch behandeln können. Er ist doch noch Anfänger und hat dafür seine Sache recht gut gemacht!“

Weiter liest sie den Brief nicht. Ihre Hände zittern, während sie die Zeitungsausschnitte entfaltet. Mit diesen blauen Strichen hat Gertrud Fryhausen an den Rändern die Stellen versehen, über die sie sich geireut oder geärgert hat. Nur die überfliegt jetzt Dagmar Schnegelsberg.

(Fortsetzung folgt.)

Adventbeginn.

Es steht der Wald im Schweigen,
Und jede Tanne lauscht
Ob nicht ein Spiel von Geigen
Vom Himmel niederrauscht.

Und manchmal hebt zu singen
Der Wind gar lieblich an,
Und leise Gloden klingen
Im Tale dann und wann.

Es zittert ein Verlangen
Aus allen Zweigen sacht,
Und alle Sterne prangen
So seltsam in der Nacht.

Frans Dingia.

Das Telephongespräch.

Skizze von Otto Schumann.

Zwei elegant gekleidete Herren betraten den Hollhüllschen Juwelierladen am Kongens Rotorv. eins der ersten Geschäfte der dänischen Hauptstadt. „Wir kommen im Auftrag von Mr. Greenbad, wegen des Rubin Schmuds, den wir uns neulich schon angesehen haben. Mr. Greenbad ist nicht abgeneigt, das Stück zu kaufen, vorausgesetzt, daß wir uns über den Preis einig werden.“

„Ich nannte Ihnen bereits den Betrag, meine Herren“, entgegnete verbindlich Herr Hollhüll. „Sie wissen, ich habe feste Preise; unter 75 000 Kronen kann ich den Schmud nicht ablassen.“

„Ich dachte es mir wohl“, meinte der Ältere der beiden Besucher, dem Akzent nach unschwer als Amerikaner zu erkennen. „Greenbad wird nicht billiger dazu kommen. Aber ich möchte doch lieber erst noch einmal mit ihm sprechen. Kann ich hier telephonieren?“

„Aber gewiß! Die Fernsprechstelle ist dort drüben in der Ecke.“

Der andere betrat die Zelle. Durch die Glasscheibe in der Tür konnte man beobachten, wie er den Hörer abnahm, seine Nummer wählte und dann, lebhaft gestikulierend, sein Gespräch führte, wenn auch kein Wort davon im Laden zu verstehen war. Nach einigen Minuten erschien er wieder.

„Die Sache geht in Ordnung“, wandte er sich an den Juwelier. „Greenbad ist mit 75 000 einverstanden. Wir sollen den Schmud gleich mitnehmen.“

„Ich muß Sie bitten, sich noch etwas zu gedulden“, meinte Hollhüll. „Das wertvolle Stück liegt im Stahlsack meiner Bank. Ich lasse es aber sofort holen. Wie wünschen die Herren übrigens zu bezahlen? Vielleicht mit einem Scheck oder...“

„Nein, nicht per Scheck“, wehrte derjenige, der bisher die Unterhandlung geführt hatte, ab. „Wir haben den Betrag in Tausend Kronenscheinen bei uns. Das wird Ihnen auch das liebste sein.“

„Aber gewiß, das nenne ich ein glattes Geschäft. Bitte, sprechen Sie nach einer Stunde wieder vor.“

Schlag fünf Uhr waren die beiden Amerikaner wieder zur Stelle. Herr Hollhüll hatte den Rubin Schmud bereit, dieser und fünfundsiebzig Tausend Kronenscheine wechselten ihre Besitzer. Die Fremden verabschiedeten sich und begaben sich, sichtlich in gehobener Stimmung, in ein nahegelegenes Restaurant.

„Das ist glatter gegangen, als ich dachte“, meinte der Jüngere schmunzelnd.

„Warum sollte es nicht glatt gehen? Die Sache war doch tadellos aufgezogen“, entgegnete sein Begleiter. „Jetzt wollen wir nur schnell noch eine Kleinigkeit essen; in einer halben Stunde müssen wir im Zuge sein.“

Auf dem Bahnhof geschah dann etwas Unerwartetes. Zwei Herren traten plötzlich auf die Amerikaner zu: „Wir sind von der Kriminalpolizei. Bitte, folgen Sie uns ohne Aufsehen.“

„Aber was wollen Sie denn? Wessen beschuldigt man uns?“ — „Erklärungen erhalten Sie später. Jetzt zum Auto!“

In rascher Fahrt gelangte man zum Polizeipräsidium. Die Amerikaner wurden in ein Zimmer geführt, wo sie zu ihrer Überraschung neben einem höheren Polizeibeamten einen alten Bekannten, Herrn Hollhüll, vorfanden. Bei seinem Anblick wurden die Verhafteten bleich, aber sie gaben ihre Sache noch nicht verloren.

„Sie wissen, weswegen Sie verhaftet sind?“ wandte sich der Polizeihauptmann an seine unfreiwilligen Gäste.

„Keine Ahnung“, war die in etwas unsicherem Tone gegebene Antwort. „Hier liegt offenbar ein Mißverständnis vor. Wir bitten dringend um Aufklärung.“

„Die soll Ihnen werden. Herr Hollhüll, darf ich Sie bitten, uns eine Darstellung der mit dem Rubinkauf zusammenhängenden Vorgänge zu geben.“

„Das ist mit wenigen Worten geschehen“, kam der Juwelier der Aufforderung nach. „Vor einigen Tagen erschienen diese beiden Herren in meinem Geschäft, um angeblich im Auftrag eines Herrn Greenbad einen Rubin Schmud zu kaufen. Heute erschienen sie wieder, um den Kauf abzuschließen. Vorher wünschte dieser da — er wies auf den Älteren der Fremden — noch einmal mit seinem Auftraggeber zu telephonieren. Zufällig beobachtete ich ihn dabei durch die Glasscheibe der Tür, wobei mir sofort auffiel, daß er beim Wählen der Nummer die Scheibe nur vier, anstatt fünfmal drehte. Es konnte also keine Verbindung zustande gekommen sein. Gleichwohl führte er scheinbar ein lebhaftes Gespräch, als dessen Ergebnis er mir die Zustimmung seines Auftraggebers zu dem Kaufabschluß mitteilte. Ich war mir sofort klar, daß hier ein Betrug geplant sei, und als mir der Herr dann die Zahlung der 75 000 Kronen in Noten anbot, wußte ich auch, wie er ausgeführt werden sollte. Man würde mir natürlich falsche Scheine geben. Um die Verbrecher zu überführen, bestellte ich sie für eine Stunde später wieder, ließ inzwischen Herrn Jörnßen hier, einen Sachverständigen von der Reichsbank, kommen und traf einige weitere Vorbereitungen. Die Fremden kamen wieder, ich erhielt meine 75 000 Kronen, und jene zogen mit dem Schmud ab. Das war natürlich riskant, aber ich hatte dafür gesorgt, daß sie ständig im Auge behalten wurden. Herr Jörnßen hatte keine Schwierigkeit, die Noten trotz ihrer vorzüglichen Nachahmung als falsch zu erkennen. Nun, das weitere ergab sich ja von selbst.“

Die Verhafteten hatten bislang alles schweigend über sich ergehen lassen, aber jetzt verlor der Jüngere seine Ruhe. „Du Esel!“ fuhr er seinen Genossen an, „das kommt davon, daß du immer alles zu gut machen willst. Konntest du das ganz überflüssige Telephongespräch nicht lassen? Jetzt sitzen wir in der Patsche.“

„Das tun Sie allerdings“, meinte der Polizeioffizier, „einige Jährchen dürfte der Spaß Sie kosten. — Niessen, führen Sie die beiden ab!“

Die kalte Ente.

Von Hans Kiebau.

Kalte Ente ist ein Gemisch von Sekt und Moselwein. Dieses Gemisch schmeckt so schön, daß Wawerosch nichts anderes mehr trinkt als kalte Ente. Und als Wawerosch bei Bolide eingeladen ist, eingeladen mit Frau, Sohn und zwei Töchtern, flüstert er: „Du, Bolide, es gibt doch kalte Ente bei euch? Sonst komme ich nämlich nicht.“

„Natürlich“, sagt Bolide, „natürlich gibt es kalte Ente, sogar mit Ananas.“ Aber Bolide denkt nicht daran, sich an der Geschmacksrichtung seines Freundes zu ruinieren. Und er entwirft einen Plan.

„Also paß auf“, instruiert er Dorothea, seine Frau, und Anna, das Dienstmädchen. „Hier habe ich ein billiges Bowlengefäß von neun Liter Inhalt gekauft. Diese Bowlé füllt Anna mit Wasser. Und hier habe ich ein Siphon Lagerbier kommen lassen. Wenn nun Wawerosch am Tisch sitzt, klingelst du nach dem Mädchen, verstanden?“

Frau Dorothea nickt.

„Und Sie nehmen die Bowlé, die in der Küche steht, hoch und lassen sie fallen, verstanden?“

Anna grinst, nickt.

„Und dann kommen Sie ins Zimmer, heulen, was Sie heulen können und sagen, daß Sie die Bowlé kaputt geschmissen hätten, verstanden?“

Anna grinst.

„Und du machst der Anna eine Szene und zu Wawerosch sagst du: Gott sei Dank, daß wir wenigstens noch etwas Bier im Hause haben, verstanden?“

Frau Dorothea lächelt.

„Und dann bringen Sie den Biersiphon herein, verstanden?“

Anna schüttelt sich vor Lachen. „Jawoll“, sagt sie, „ich habe verstanden.“

Abends ist Wawerosch da mit Frau, Sohn und Töchtern. „Also jetzt die kalte Ente“, sagt Bolide, „ich habe sie probiert: Prima, prima!“

Frau Bolide klingelt. Eine halbe Minute vergeht. Dann ein Krach, ein Klirren, ein gellender Schrei.

„O Gott“, flüstert Frau Bolide, „die kalte Ente...“

Da schiebt sich Anna durch die Tür hinein, heulend und schluchzend.

„Was haben Sie angestellt, Sie Trampel?“ springt Frau Bolide auf, „doch nicht etwa die kalte Ente fallen lassen?“

„Nein“, schüttelt das Mädchen den Kopf, „den Biersiphon!“

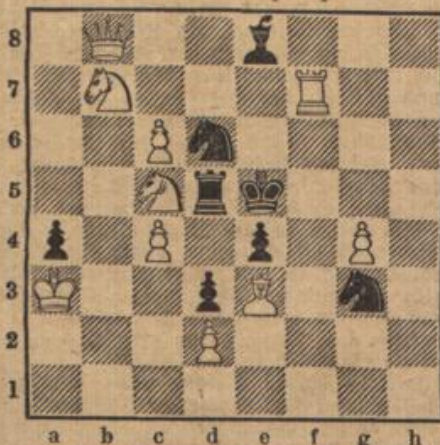
Spiele und Rätsel

Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 94. Dr. P. Feenstra.

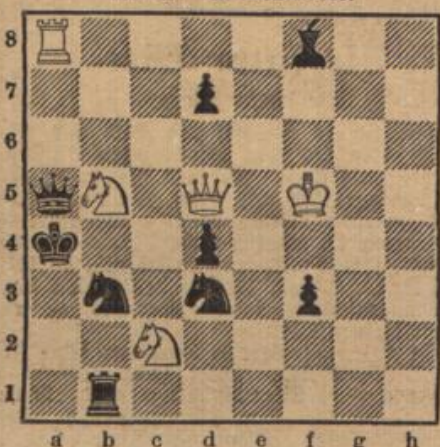
1. Preis Good Comp. Apr. 1916.



WeiB: Ka3, Db8, Tf7, Le3, Sb7, c5, Bc4, c6, d2, g4.
Schwarz: Ke5, Td5, Le8, Sd6, g3, Ba4, d3, e4.

Matt in 2 Zügen.

Nr. 95. G. Heatheote.



WeiB: Kf5, Dd5, Ta8, Sb5, c2.
Schwarz: Ka4, Da5, Tb1, Lf8, Sb3, d3, Bd4, d7, f3.

Matt in 2 Zügen.

Meister Koslowsti hat nachstehende interessante Statistik des Wettkampfes um die Weltmeisterschaft zwischen Dr. Aljechin und Bogoljubow aufgestellt. Von 25 Partien wurden nur 9 unentschieden. Auch der Unterlegene konnte 5 mal siegen. Remis-Tod des Schachs? Weiß gewann von den 16 entschiedenen Partien 10 und verlor 6. Aljechin gewann mit Weiß 6, mit Schwarz 5. Von seinen 5 Niederlagen erlitt Aljechin 4 als Schwarzer. Der Nachziehende spielt also mit Vorgabe. Bogoljubow gewann mit Weiß 4 mal, mit Schwarz 1 mal. Er verlor mit Weiß 5 mal, mit Schwarz 6 mal. Auch für ihn ist der Anzug etwas aussichtsreicher. Von den 25 Partien wurden mit dem Damenbauern eröffnet 21, mit dem Königsbauern 4. Unter den 21 Damenbauern-Eröffnungen gab es 16 Damengambits, natürlich nur abgelehnte. Die reinen Indier waren spärlich und dann auch noch mit den Damengambits durch ein baldiges d7—d5 verwandt. Die alte Anhänglichkeit am klassischen Damengambit! Freilich mit modernem Einschlag (f2—f3, e2—e4). Von den 16 Damengambits gewann Weiß 6, Schwarz 4; unentschieden blieben 6. Also keine ausgesprochene Ueberlegenheit dieser Eröffnung. Mit dem

e-Bauern wurde nur von Bogoljubow eröffnet, nämlich 4 mal. Ergebnis für Weiß + 1, — 1, = 2. Es gab zwei Spanier: Weiß — 1, = 1. Und 2 französische: Weiß + 1, = 1. Einen entscheidenden Nachteil brachte die Eröffnung wohl nur einmal, nämlich in der 21. Partie, in welcher Bogoljubow als Schwarzer die Nimzowitsch-Verteidigung durch zu frühes d7—d5 schlecht behandelte. Also an der Eröffnung lag es so gut wie nie. Vielmehr entschied vorschriftsmäßig die Güte des Spieles. Die kürzeste Partie hatte 26 Züge, die längste 83. Alle zusammen 1233. Der Durchschnitt: 49 Züge. Es wurde also gekämpft.

Partie Nr. 43. Gespielt im Meisterschaftsturnier für Oesterreich 1929. — Damengambit.

WeiB: Glass; Schwarz: Berghofer.

1. d4—d5, 2. c4—c6, 3. Sf3—Sf6, 4. Sc3—d×c4, 5. a4. So spielte Aljechin im letzten Weltmeisterkampf. 5. ... Lf5, 6. Se5—e6, 7. f3—c5. Hier war Lb4 chancenreicher. 8. e4!—Lg6, 9. L×c4—D×d4? Mit ... a6 konnte sich Schwarz noch hartnäckig verteidigen. 10. Lb5+!—Sbd7? Plausibel aber schlecht. 11. Lg5! — es droht L×f6. 11. ... D×e5, 12. L×f6—Dc7, 13. Le5—Dd8, 14. a5! sonst kann der Läufer nicht auf der Diagonale a4—e8 bleiben. 14. ... a6, 15. La4—f6, 16. Db3!—f×e5, 17. Td1—b5, Verzweiflung, 18. a×b5 e.p. — ... Ke7, 19. T×d7+—D×d7. Damit ist die Partie entschieden. 20. L×d7—K×d7, 21. Da4+—Ke7, 22. Dc6—Td8, 23. Dc7+—Td7, 24. D×e5—Kf7, 25. Df4+—Ke8, 26. Db8+—Td8, 27. De5—Kf7, 28. Df4+—Ke8, 29. b7, aufgegeben.

Lösungen: Nr. 83. 1. b4—Sde4, 2. Th5; 1. ... Sge4, 2. Td1. Nr. 84. 1. Te4—T×T, 2. T×d5+; 1. ... d×e4, 2. T×d4. Angegeben von Ludwig Nickel.

Rätsel

Scherz-Rätsel.



Als unser Zeichner dieses Bild skizzierte, schwebte ihm der Anfang eines klassischen Gedichtes vor. Mit welchen Worten mag dieses Gedicht begonnen haben?

Vielerlei.

Willst du „dahn“ reisen,
So wird „er“ dich fahren;
Lange in „ihm“ sitzen,
(überhaupt beim Schwitzen),
Davor mußt du dich bewahren.

Dreierlei Bedeutung.

Der Landmann sät es, dann geht's auf,
Der Jäger nahm den Hasen drauf,
Und als er gar vorbeigeschossen,
Da hat er's „hinter die Binde“ gegossen.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 274.

Raten Spiel Decke, Ecke. — Visitenkarten-Rätsel: Kartenspiel. — Elternsorgen: Karotten, Marotten.

Richtige Lösungen sandten ein: Minni Häwel, Martha Kleinschmidt, Helene und Hans Eberhard Möller, Hugo von Ringstätten und Frau Bertholda, sämtlich aus Wiesbaden.